spondenz, welche der mit den officiösen Kreisen in Verbindung stehenden „Düsseld. Ztg." aus Berlin „von hochgeschätzter Seite" zugeht. Der Eindruck des Rücktrittes dieses Cultusministers sei:

„Chr' eine Thrän' im Auge
Läßt man von hinnen ihn!"

Der Graf habe sich durch eine Kraftproduction großen Stiles dauernd in Gunst setzen wollen, sei damit aber gescheitert. In Regierungskreisen sei gleich beim Amtsantritte des neuen Ministers ein großes Mißbehagen ihm gegenüber aufgetreten, da „die Lösung der gesammten socialen und culturellen Zeitfragen demonstrativ in der Tasche des Cultusministeriums herumgetragen" wurde. Während Graf Zedlitz sich mit einer großen Zuversicht dem Monarchen gegenüber für die Durchführung seiner Pläne verpflichtete, fehlte es noch vor der cumulativen Unterzeichnung des Entwurfs schon nicht an gewichtigen Bedenken im Schooße der Regierung. Dem gegenüber vertrat Graf Zedlitz den Sieg seiner Sache mit einer derartigen naiven Selbstüberzeugtheit, daß ältere, erfahrene Staatsmänner es für rathsam hielten, in ruhiger Abwartung der Dinge den Herrn Grafen sich seine Ernüchterung holen zu lassen. Dieselbe blieb nicht aus. Die Anspielung des Herrn v. Bennigsen im Reichstage fiel wie eine Bombe unter die Zedlitz'schen Zirkel. Der Herr Graf war über die Bennigsen'sche Drohung, hinter welcher er viel Schlimmeres noch vermuthete, außer sich, und Eingeweihte wissen, daß es in jenen Tagen gut war, daß Graf Zedlitz nur Ressortminister und nicht Präsident und Kanzler war. Nach eifrigen Berathschlagungen privater Natur zwischen dem Herrn Reichskanzler und dem Grafen Zedlitz wurde dann im preußischen Abgeordnetenhause der noch in Aller Gedächtniß lebende „kriegerische Ton" angeschlagen, der dem Fasse vollends den Boden ausschlug. Es fielen die in der Hitze des Gefechtes (vielleicht!) entschuldbaren Ausdrücke vom Atheismus und vom Christenthum, Graf Zedlitz verfiel ganz und gar in die Zeit seiner cavalleristischen Vergangenheit und suchte per Hieb und per Stoß einen Gegner in den Sand zu werfen. An maßgebender Stelle habe man indeß nicht den Wunsch gehabt, mit Hilfe eines Parlamentsconflictes in den Hafen der allein selig machenden Volksbildungsseligkeit zu gelangen. Man winkte ab. Das war in der Zeit, als die Namen von drei Ministern und einem Oberpräsidenten genannt wurden, denen in der Zedlitz'schen Atmosphäre unheimlich würde, — aber in dem engeren Kreise der Eingeweihten war es damals schon nicht mehr zweifelhaft, daß die Tage des Cultusministers gezählt seien:

Graf Zedlitz war schon in dem Augenblicke ein verlorener Mann, als man darüber im Klaren war, daß er nicht der erhoffte Volksschulmann sei; die vergeblich von der „Germania" und von der „Kreuzzeitungs"-Presse bekämpfte, weit um sich greifende Erregung des bürgerlichen Liberalismus glaubte Graf Zedlitz durch eine schneidige und doch schrittweise Commissionsberathung, während welcher mit unverwüstlicher Liebenswürdigkeit und Beharrlichkeit alle nicht klerikal-conservativen Anträge hachelt geschickt wurden, ganz von à peu einschläfern zu können. Hier aber täuschte sich der Minister ebenso in seinen diplomatischen Berechnungen, und als endlich der 17. März zum Kronrathe und zu den mißmuthigen Aeußerungen Sr. Majestät des Königs führte — da schloß sich endlich die Kette der Fehlschläge, Irrthümer und „Mißverständnisse", an denen das Ministerium Zedlitz so sehr krankt. Se. Majestät der Kaiser und König machten vor versammelten Räthen der Krone, gereizt durch eine allzu lebhafte Einwendung des Cultusministers, in deutlicher Weise dem Unmuthe über gewisse verfehlte Combinationen Luft. Zum Kronrathe lauschte man der Scene mit kaum verhehltem inneren Behagen, denn den älteren Cabinetsmitgliedern sprach Se. Majestät aus dem Herzen, und sie hatten sich niemals im Zweifel darüber befunden, daß sich die Zedlitz'schen Recepte eher für landwirthschaftliche als für Schulzwecke eigneten.

---

* Die klerikale „Köln. Volksztg." veröffentlicht einige „Stimmungsberichte", in deren einem sich folgende bösartige Bemerkungen finden:

Gewiß steht uns in Zukunft noch ein Culturkampf bevor, denn die mittelparteilichen und liberalen Elemente werden ihren Kampf gegen die Kirche ja nicht aufgeben; aber vor dem nächsten großen Kriege macht man keinen Culturkampf mehr. Für diese große Katastrophe sucht man ja gerade jetzt alles zusammenzufassen, so daß wir der Caprivi'schen Beschwichtigungspolitik die vollste Berechtigung zuerkennen müssen. Das Vaterland wird in diesem Entscheidungskampfe alle seine Söhne nöthig haben; deshalb sucht man vorher das Trennende zu vermeiden, und der neue Culturkampf wird sicher nicht früher beginnen als nach der Beendigung des nächsten siegreichen Krieges. Wer sich in Berliner politischen und diplomatischen Kreisen auch nur oberflächlich bewegt hat, wird diese Anschauung überall vertreten gefunden haben. Selbst der heißblütigste „evangelische Bündler" sagt offen, daß der Staat erst nach einem siegreichen Kriege die Macht habe und es wagen dürfe, den Katholicismus niederzuwerfen, wenn nöthig, mit Gewaltmitteln. Gegenwärtig sei es die Aufgabe aller Patrioten, die Vaterlandsliebe in allen Kreisen anzuspornen und zu stärken.

Die „Kölnische Volkszeitung" hat indeß offenbar eine Empfindung dafür, daß mit diesen perfiden Andeutungen verständigen katholischen Lesern denn doch zu viel zugemuthet wird, und sie fügt hinzu:

Wir haben die Aeußerungen mehrerer Berliner Berichterstatter über die gegenwärtige Krisis abgedruckt. Dieselben sind eben als Stimmungsberichte zu betrachten. Wir möchten daher nicht jede einzelne Wendung vertreten. Der Grundgedanke, daß man dem Unberechenbaren gegenübersteht, ist zweifellos richtig. In einer solchen Situation, die sich schwerlich von heute auf morgen klärt, sondern voraussichtlich von längerer Dauer ist, kann man die Dinge nicht kühl und ruhig genug betrachten. Das empfiehlt sich namentlich für die Centrumspartei, auf deren Kosten ja ohne Frage zunächst die Wendung erfolgt ist, ohne daß aber vor der Hand nach Lage unserer innerpolitischen Verhältnisse und auch der äußeren Politik eine entschiedene Wendung gegen die Centrumspartei erfolgen könnte. In einer solchen Lage sammelt man sich und hält sich auf Alles gefaßt. Gerade inmitten einer Zerfahrenheit, wie sie jetzt für Jedermann erkennbar in Berlin zu Tage getreten ist, wird diejenige Partei am weitesten kommen und zugleich dem Gemeinwohl am besten dienen, welche kaltes Blut und ruhige Nerven bewahrt, und sich ebenso fern von Optimismus hält, der in der Politik niemals am Platze ist, wie von Pessimismus, der verbittert und lähmt.

Damit sind auch wir ganz einverstanden. Die Centrumspartei ihrerseits hat um so mehr Grund, die Situation so anzusehen, da die katholische Bevölkerung mit der preußischen Volksschule ganz zufrieden sein kann und daher für den Zedlitz'schen Entwurf schwerlich den heißen Eifer empfand, wie die Agitatoren der Partei.

---

* München, 23. März. Zur Kanzlerkrise melden die „Neuesten Nachr." auf Grund von Erkundigungen, daß die bayerischen maßgebenden politischen Kreise sie sehr ernst nehmen. Ihre Entstehung und ihr Verlauf sei nebelhaft und unbegreiflich. Die hochgradige Täuschung beider Minister über die Wirkung der Schulgesetzvorlage und die starre Haltung der conservativ-klerikalen Mehrheit habe die Absicht des Grafen Zedlitz, den Entwurf nach der ersten Ausschußlesung umzuarbeiten, vereitelt. Die Krise sei für die Parteibildung im Reichstage und preußischen Landtage folgenschwer. Das stark enttäuschte Centrum werde zur Opposition übergehen, wodurch die Bildung einer zuverlässigen Mehrheit für die Regierung fraglich werde. Das Scheiden Caprivi's würden die befreundeten Mächte und Bundesstaaten auf das Lebhafteste bedauern. Caprivi's Bleiben werde noch immer erhofft, doch gelte als eventueller Nachfolger Waldersee trotz der Einwendung gegen ihn, daß er als Generalstabsofficier die äußere Politik lediglich vom rein militairischen Standpuncte betrachte.

Leipzig, 24. März.

* Der Reichstag wird, da der Schluß der Session am Dienstag, spätestens Mittwoch nächster Woche feststeht, ein ansehnliches, zum Theil bereits ziemlich weit gefördertes Material zurücklassen. Von Regierungsvorlagen werden die Gesetzentwürfe über Bestrafung des Sclavenhandels, über den Checkverkehr, über die Immunität der Abgeordneten, über Bekämpfung der Trunksucht und der Unsittlichkeit, über den Verrath militairischer Geheimnisse und vielleicht auch derjenige über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen unerledigt bleiben. Der in der Commissionsberathung begriffene Gesetzentwurf über die Immunität der Abgeordneten dürfte seine praktische Wichtigkeit verlieren, da allem Anschein nach die bedenklichen Erfahrungen, die man mit den langen Vertagungen gemacht, von der Wiederholung dieses Versuchs in Zukunft abhalten werden. Von den zahlreichen Anträgen aus dem Hause werden u. A. die Börsenanträge unerledigt bleiben. Es wäre wünschenswerth gewesen, eine Verhandlung darüber im Reichstag herbeizuführen, indessen ist die Regierung bereits in einer Untersuchung und Vorbereitung für eine zweckmäßige Reform begriffen, und man wird für die nächste Session eine Vorlage über den Gegenstand erwarten dürfen. Unerledigt geblieben ist ferner, auf das eigene Begehren der Centrumspartei, der Jesuitenantrag. Ueber einen von deutschfreisinniger Seite eingebrachten Gesetzentwurf über die Verhältnisse eingetragener Berufsvereine ist soeben ein umfangreicher Commissionsbericht erschienen, der aber auch schwerlich mehr zur Erledigung gelangen wird. Auch der deutschfreisinnige Gesetzentwurf zur Sicherung der Geheimhaltung der Abstimmung bei den Reichstagswahlen ist in der Commission durchberathen, wird aber ebenfalls schwerlich mehr zur Erledigung kommen. Dasselbe gilt von dem conservativen Heimstättengesetzentwurf.

* In der Commission für die Berathung der Welfenfondsvorlage ist die nationalliberale Fraction durch die Abgg. Dr. Friedberg, Dr. Krause, Dr. Sattler und Tannen vertreten. Vorsitzender ist der Abg. Brandenburg (Centrum). Die Commission wird ihre Arbeiten in den nächsten Tagen beginnen.

* Das Centrum soll bereit sein, die vielbesprochene Kreuzercorvette K (erste Rate 2 Millionen Mark) in der dritten Lesung des Etats zu bewilligen. In zweiter Lesung war diese Forderung bekanntlich, dem Antrag der Budgetcommission entsprechend, gegen die Conservativen, die Reichspartei und die Mehrzahl der Nationalliberalen abgelehnt worden, das Centrum gab indessen zu verstehen, daß es sich die Sache für die dritte Lesung noch einmal überlegen werde. Inzwischen sind nun die großen Ereignisse eingetreten, welche auf die Stellung und Haltung des Centrums von bedeutender Rückwirkung sein müssen. Gleichwohl besteht Geneigtheit, die Forderung zu bewilligen. Das Centrum hält es offenbar für zweckmäßig, seine Abschwenkung in die Opposition nicht gar zu plötzlich und unvermittelt zu vollziehen.

* Mit dem 1. April d. J. treten bekanntlich die meisten Bestimmungen der Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 in Kraft, darunter auch die auf die Arbeitsbücher bezüglichen. Die letzteren sind gegenüber den gegenwärtig zu Recht bestehenden Vorschriften mehrfach abgeändert worden. Es ist deshalb nothwendig, daß die Arbeitgeber für sämmtliche minderjährigen Arbeiter, die nach dem Gesetze Arbeitsbücher haben müssen, diese in der neu vorgeschriebenen Ausführung ausstellen. Die Arbeitsbücher müssen vom 1. April d. J. ab u. A. neben dem Namen des Arbeiters, Ort, Jahr und Tag seiner Geburt, welche auch bisher schon verlangt wurden, den Namen und letzten Wohnort seines Vaters oder Vormundes enthalten.

* Dem Vernehmen nach dürfte schon in der nächsten Sitzung des Bundesraths über die Errichtung einer Commission für Arbeiterstatistik Beschluß gefaßt werden. Bekanntlich ist dem Bundesrathe ein Regulativ für diese Commission zur Beschlußfassung unterbreitet worden. Sobald dasselbe Annahme gefunden hat, steht nichts im Wege, die nöthigen Schritte zur Bildung der Commission für Arbeiterstatistik zu unternehmen. Außer den vom Bundesrath ernannten fünf Mitgliedern, sowie einem Vertreter des Kaiserlichen Statistischen Amtes sollen in der Commission auch sechs vom Reichstage erwählte Mitglieder sitzen. Wenn die Letzteren nicht, noch vor Schluß der gegenwärtigen Session gewählt würden, so würde die Zusammensetzung der Commission für Arbeiterstatistik schon aus diesem formellen Grunde erst im Herbst des laufenden Jahres vor sich gehen können.

* Die Mittheilung, daß die diesjährige Veranlagung der Einkommensteuer in Preußen ein Mehraufkommen von etwa 40 Millionen in Aussicht stellt, trifft, wie die „Politischen Nachrichten" aus zuverlässigster Quelle erfahren, im Wesentlichen zu. Es ergiebt dies ein Plus von nahezu 55 Procent und außer dem für die Bedeckung der Staatsausgaben in dem Etat für 1892/93 eingestellten Betrage vom 7 Millionen einen für anderweite Zwecke verfügbaren Betrag von 33 Millionen Mark. Nach den Absichten der Staatsregierung sollten davon zunächst 9 Millionen Mark für Zwecke der Volksschule verfügbar gemacht werden. Ob dieser Plan weiter verfolgt wird, steht dahin. Jedenfalls aber würden noch immer 24 Millionen Mark für Zwecke der Communalsteuerreform übrig bleiben. Unter Anrechnung der Ueberweisungsbeträge aus der lex Huene stellen sich daher die zur Deckung des Ausfalls an Grund- und Gebäudesteuer verfügbaren Beträge auf rund 50 Millionen Mark. Es würden somit noch über 20 Millionen Mark Deckungsmittel zu beschaffen sein, wenn die ganze Grund- und Gebäudesteuer als Staatssteuer aufgegeben werden soll. Zur Beschaffung dieser Summe bietet sich, wenn, wie anzunehmen, die Gewerbesteuer als Staatssteuer, vielleicht mit einer Aenderung, beibehalten werden soll, lediglich die Sonderbelastung des fundirten Einkommens aus Grundbesitz und Capitalvermögen. Die dahin gehende Ergänzung des Einkommensteuergesetzes soll in Angriff genommen werden, sobald sich auf Grund der jetzigen Veranlagung die Höhe des Gesammtaufkommens aus dieser Einkommenquelle wenigstens annähernd übersehen läßt. Dann wird sich auch erst ein Urtheil darüber gewinnen lassen, ob eine der höheren Steuerkraft des fundirten Einkommens gegenüber demjenigen aus Arbeitsverdienst entsprechende Sonderstellung des ersteren einen solchen Ertrag zu liefern vermag, wie er zur Durchführung des Planes, von Staatswegen auf die ganze Grund- und Gebäudesteuer zu verzichten, erforderlich sein würde. Daß es im Interesse einer wirklich befriedigenden, auf lange Zeit vorhaltenden Reform der Besteuerung in Staat und Gemeinden im höchsten Grade erwünscht wäre, wenn die Grund- und Gebäudesteuer ganz aus der Reihe der Staatssteuern gestrichen werden könnte, ist selbstverständlich.

* Der Kaiser hat laut der „Schlesischen Zeitung" 45 000 ℳ für die schlesischen Handweber bewilligt, vornehmlich zur Beschaffung besserer Webstühle.

* Ein Berliner Blatt hatte sich aus Nordschleswig melden lassen, daß in letzter Zeit eine auffallend große Anzahl Ausweisungen aus Nordschleswig erfolgt sei und daß jetzt überhaupt wieder viel schärfer vorgegangen werde. Die Meldung ist, wie man aus Berlin schreibt, in jeder Beziehung unbegründet. Gegen die dänische Bevölkerung Nordschleswigs wird in letzter Zeit in keiner Weise schärfer mit Ausweisungsmaßregeln vorgegangen als in den Vorjahren. Es sind weder allgemeine Anweisungen in dieser Richtung ergangen, noch hat die Zahl der Ausweisungen in Folge strengerer Handhabung der bestehenden Grundsätze zugenommen.

* Aus Weimar wird uns geschrieben: Im weimarischen Landtage haben elf Abgeordnete den selbstständigen Antrag eingebracht: „die Regierung zu ersuchen, bei Vorlage des Steuergesetzes für die Finanzperiode 1893/95 als Normalsatz für die Steuerdegression 4 Proc. bei einem Einkommen von 100 000 ℳ anzunehmen und dieselbe so zu gestalten, daß sich die Steuersätze für die Einkommen zwischen 9000 ℳ und 100 000 ℳ annähernd gleichmäßig in angemessenen Stufen bis 4 Proc. steigern". Es soll damit der jetzige Zustand beseitigt werden, wonach jedes Einkommen von 9000 ℳ oder beliebig mehr mit nur 3 Proc. zu versteuern ist. — Ein weiterer selbstständiger Antrag geht dahin: „bei der Reichsregierung, bezw. beim Bundesrathe die Regelung des gesammten Gesinderechts durch das bürgerliche Gesetzbuch in Anregung zu bringen, im Falle der Unerreichbarkeit dieses Zieles aber mit den übrigen zum Oberlandesgerichtsbezirk Jena gehörigen Staaten unter Wahrung der Grundprincipien der geltenden Gesindeordnung einen neuen Entwurf zu einer solchen zu schaffen". Zu letzterem Antrage darf bemerkt werden, daß das Gesindewesen nirgends so im Argen liegt, wie gerade in den thüringischen Kleinstaaten.

* Die Hamburger Finanzdeputation veröffentlicht gegenüber der Darstellung in dem Jahresbericht der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft" eine Klarstellung der Verhältnisse bei dem Hafenbau in Cuxhaven, in welcher es heißt: Die Unternehmer waren verpflichtet, den ersten Hafenkopf im Sommer 1891 fertig zu stellen, konnten aber wegen eines Wracks des gesunkenen Dampfers „Mebefis", welcher nicht zu entfernen war, dieser Verpflichtung nicht nachkommen. Die Fertigstellung des erwähnten Hafentheils müßte daher bis zum Jahre 1892 hinausgeschoben werden. In der Erklärung wird schließlich betont, daß die ausführende Behörde keine Schuld treffe, daß die Verzögerung vielmehr lediglich einer „Force majeure" zuzuschreiben sei.

* Der Petitionsausschuß der bayerischen Kammer der Abgeordneten lehnte gegen die Stimme des Abgeordneten Kuhi eine Petition aus 23 Städten der Pfalz ab, ein achtes Volksschuljahr obligatorisch einzuführen, unter Wegfall der Sonntagsschulen und der Christenlehre. Der Cultusminister hob hervor, ein 13jähriges Kind wäre in der Landwirthschaft schon recht brauchbar. Bayern treibe aber vorwiegend Landwirthschaft. Die Stadtkinder könnten aber facultativ im siebenten Schuljahre auf die Entlassung verzichten. Den Städten das Privilegium eines achten Schuljahres einzuräumen, sei anzängig. Die Volksschule dürfe der Gemeinde allein nicht in die Hände gegeben werden. Die Sonntagsschule ohne Christenlehre sei undenkbar.

* Die bayerische Landtagssession ist bis zum 14. Mai verlängert worden. Die Nachtragsforderung des Kriegsministers für den Militairetat 1891/92 beträgt 1 072 336 ℳ.

* * *

* Der österreichische Unterrichtsminister Dr. v. Gautsch hat in Böhmen die Abhaltung von Gedenkfeiern zu Ehren von Amos Comenius verboten. Es mochte ihn dabei die Erwägung leiten, daß mit dem Namen „Komensky" in Oesterreich bisher nur Kundgebungen gegen die Deutschen verbunden waren, wie auch die in Wien eingerichtete czechische Schule „Komensky-Schule" heißt. Seltsamer Weise betrachten die Czechen den großen Schulmann Comenius, der ja ein Böhme war, als einen Vorkämpfer der czechischen Sprache, obwohl derselbe jedenfalls besser lateinisch als czechisch schrieb. Das Verbot der Feier bleibt aber trotzdem eine der Unbegreiflichkeiten, wie sie in Oesterreich so häufig sind; es ist aber umso weniger, weil es der politischen Agitation in Böhmen Vorschub leistet. Im Prager Landtage wurde bereits interpellirt, im Prager Stadtrathe wurde offen erklärt, daß der Gedenktag trotz des Verbotes des Unterrichtsministers als Feiertag an allen Schulen gefeiert werde, und die „Narodni Listy" fordern das gesammte böhmische Volk auf, sich der Verordnung nicht zu fügen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß gerade in Böhmen die Comeniusfeier besonders großartig werden wird. Es verlautet auch, daß seitens der czechischen Studenten die Absendung eines in französischer Sprache abgefaßten Telegramms an den deutschen Kaiser beschlossen wurde, in welchem diesem der Dank ausgesprochen werden soll, daß der preußische Unterrichtsminister den Schulbehörden die würdige Begehung der Comeniusfeier ans Herz gelegt hat.

* In der ungarischen Reichstagssitzung am Mittwoch ereignete sich ein peinlicher Zwischenfall. Der Abgeordnete Karl Eötvös von der Unabhängigkeitspartei hatte als Einreicher des Adressenentwurfes seiner Partei das Schlußwort. Er sagte dabei, der verstorbene Julius Andrassy

---

Kehren wir also jetzt zu Felicie zurück, die in einer fieberhaften Aufregung der Wiederkehr ihrer Gesellschafterin entgegensah, die in eigener Angelegenheit, wie sie gesagt, einen wichtigen Gang zu machen hatte.

Die junge Frau ging von ihrem offenen Schreibtisch zum Fenster, von da zurück; immer wieder suchte sie in den einzelnen Fächern mit fieberhafter Hast, ohne aber zu finden, was noch vor wenigen Tagen in ihrem Besitz gewesen war.

Das Kästchen, in dem sie ihre wichtigsten Papiere und ihren Schmuck aufbewahrte, war spurlos verschwunden; sie entsann sich genau, es noch vor wenig Tagen an dem gewöhnlichen Orte gesehen zu haben. Gerade mit Paula hatte sie noch deshalb vor Kurzem einen kleinen Disput. Die Gesellschafterin hielt nämlich den fast stets offenen Schreibtisch zur Aufbewahrung so wichtiger Documente nicht für geeignet und in ihrer oft zu Tage tretenden Menschenverachtung hatte sie sogar auf die Möglichkeit eines Diebstahls hingewiesen, den Felice lachend als absolut unmöglich hingestellt, da ja außer ihnen Beiden nur noch Rudolf und Nora, das Dienstmädchen und ein vor kurzer Zeit von Rudolf angenommener Diener die Wohnung betrat. Jetzt aber stand das Factum eines Diebstahls fest, und wenn auch Felicie an die daraus möglicherweise resultirenden Folgen nicht im Entferntesten dachte, sondern den Diebstahl ihres werthvollen Schmuckes als das leitende Motiv ansah, so war ihr doch der Verlust ihrer Papiere sehr schmerzlich, und ein banges, unheimliches, unsicheres Gefühl beschlich sie bei dem Gedanken, daß sie jetzt durch nichts beweisen konnte, die rechtmäßige Gemahlin des Barons Rudolf v. Sternau zu sein, wie sie durch den Verlust ihrer anderen Legitimationspapiere auch der Behörde gegenüber in eine schwierige Lage kommen konnte, wenn nicht Rudolf mit seinem Einfluß und seiner ihr verpfändeten Ehre für sie eintrat.

Sie bereute es jetzt bitter, daß sie nicht, wie Nora es gewollt, ihr jene Documente zur Aufbewahrung übergeben hatte; ein gewisses, nicht ganz zum Bewußtsein kommendes Mißtrauen gegen die schöne Schwester ihres Gatten hatte sie daran gehindert. Was würde Nora, was Rudolf dazu sagen, wenn sie ihnen ihren Verlust klagte, wenn sie die nothwendigen Schritte zur Wiedererlangung der Papiere und des Schmuckes einleiten und dabei, wie Dies unerläßlich war, ihr Geheimniß enthüllen mußte?!

Nora und Rudolf hatten Beide einen ganz kurzen Termin festgestellt, den sie noch innehalten mußten, ehe sie den Eltern und der Welt gegenüber die Wahrheit verkündeten, um damit die immer peinlicher werdende Lage der jungen Frau zu beenden, aber dieser — hatten die Geschwister ernst und fest behauptet — mußte absolut innegehalten werden, und Felicie wollte sich darein fügen.

Trat sie jetzt, in Folge des Diebstahls, mit der Wahrheit heraus, handelte sie allein, ohne die Hilfe Rudolf's in Anspruch zu nehmen, dann standen ihr Kämpfe, Widerwärtigkeiten in Aussicht, denen sich die junge Frau nicht gewachsen fühlte und die ihr jetzt, wo ihr Rudolf entfremdet war, doppelt schwer erschienen.

Was sollte sie beginnen? Sie sehnte Nora herbei, und doch fürchtete sie deren Vorwürfe, die der armen, ahnungslosen jungen Frau ganz gerechtfertigt erschienen; sie wagte nicht, Rudolf, den sie erwartete, den Diebstahl mitzutheilen, da sie seine Heftigkeit fürchtete, und doch verlangte sie nach seinem Rathe, seiner Hilfe, wie sie sich darnach sehnte, aus seinen Augen die Beruhigung zu lesen, daß er sie noch liebte und für ihr Glück Opfer zu bringen bereit sei.

Noch nie war sich die junge Frau so einsam, so rath- und haltungslos erschienen, wie in diesem Augenblicke.

Endlich, nach stundenlanger Pein kehrte Fräulein Schirmer wieder; sie war sehr bleich, aber auf dem klugen und sanften Gesichte lag ein befriedigter Ausdruck, als sie in das Zimmer Felicien's trat, die zitternd vor Erregung eilig auf sie zutrat, indem sie hastig die Frage hervorstieß: „Paula, haben Sie den Kasten in Verwahrung genommen? Sie wissen, wie wichtig mir der Inhalt ist."

Fräulein Schirmer konnte ein tiefes Erschrecken nicht verbergen; ein bläuliches Leuchten ging aus ihren Augen, um die Mundwinkel zuckte es.

„Der Kasten stand noch vorgestern hier, an seinem alten Orte", sagte sie hastig, Baronesse Nora hat noch mit dem Schlosse gespielt".

„Jetzt ist er fort und mit ihm meine Brillanten und meine wichtigsten Papiere", klang es tonlos von Felicien's Lippen, die bleich und angstvoll vor sich hinstarrte, ohne die Unruhe ihrer Gesellschafterin zu bemerken. „Helfen, rathen Sie mir, Paula; die Papiere sind für mich unersetzlich; die Brillanten repräsentiren ein Vermögen! Was soll ich thun, da ich Rudolf nicht compromittiren, unser Geheimniß noch nicht enthüllen darf?"

„Den Diebstahl des Kastens sofort der Behörde anzeigen", meinte Fräulein Schirmer aufgeregt, indem eine rasche Röthe über ihr sonst so bleiches Antlitz flog. „Sie sind dies mir und auch den Dienstboten im Hause schuldig; nehmen sie keine Rücksicht auf Herrn v. Sternau; entdecken Sie sich dem Beamten, der Ihr Geheimniß treu bewahren muß. Vielleicht ist es gut, wenn Sie sich Jemandem anvertrauen, der Ihnen beistehen kann. Soll ich die nothwendigen Schritte thun, gnädige Frau?"

Sie hatte rascher, lebhafter als sonst gesprochen. Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen; eine geheime Sorge sprach aus ihren Augen, die unruhig durch das Zimmer flogen.

„Womit soll ich denn meine Aussage beweisen?" warf Felicie aufweinend ein, „o, Paula, warum habe ich den Rath Nora's nicht befolgt und ihr die Papiere übergeben, warum nicht auf Sie gehört, liebe Schirmer, als Sie mich davor warnten, den Kasten den Blicken Anderer preiszugeben? Man wird mich, die Ausländerin, die jetzt keine Beweise für ihre Rechte hat, als Abenteurerin betrachten, wenn nicht Rudolf das Schweigen bricht und mir seine Hilfe leiht. Paula, sehen Sie nicht so starr, so trostlos aus; helfen Sie mir aus meiner Sorge, ich weiß, Sie meinen es treu und gut mit mir."

Paula zog in einer ihr sonst ganz fremden leidenschaftlichen Erregung die Hand der jungen Frau an ihre Lippen: „Dank für ihre Worte", sagte sie leise und innig, „nicht wahr, Sie zweifeln nicht an mir und glauben, daß ich Ihnen ganz ergeben bin; kein Funke des Mißtrauens gegen mich ist in Ihnen aufgetaucht. Sie haben das Vertrauen zu mir nicht verloren? O, gnädige Frau, der Fluch der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit wird gerade in einem solchen Falle, wie der Ihrige, fühlbar, wenn nicht zwischen Herrin und Dienerin volles Vertrauen herrscht."

Felicie begriff erst jetzt, was Paula gefürchtet und sie so sonderbar gestimmt hatte. Ein flüchtiges Lächeln flog über das reizende, aber bleiche Antlitz Felicien's, und sanft über die Wangen Paula's streichend, meinte sie herzlich: „Ebenso gut, wie Ihnen, könnte ich mir selbst einen Diebstahl zutrauen! Meine liebe Paula, so viel Menschenkenntniß besitze ich doch, um an Ihnen nicht zu zweifeln, obgleich" — setzte sie mit einem schweren Athemzuge hinzu — „ich mich oft getäuscht, bitter getäuscht habe."

„Soll ich zu Baronesse Nora fahren und ihr Mittheilung von dem Geschehenen machen?" fragte Fräulein Schirmer rasch. „Wir müssen handeln, gnädige Frau, ehe die Diebe ihren Raub in Sicherheit gebracht haben, oder gestatten Sie mir, für Sie zu handeln? Die Diamanten müssen und werden sich finden, der Kasten ist leicht zu kennzeichnen."

„Und meine Papiere, Paula? Erst jetzt erkenne ich die ganze, volle Wichtigkeit derselben an; sie sind vielleicht wichtiger als Gold und Edelstein."

Fräulein Schirmer wendete sich ein wenig ab, um das Erröthen zu verbergen, das sich über ihr Antlitz ergoß; sie machte sich im Zimmer etwas zu schaffen und erst, nachdem sie wieder Herrin ihrer Empfindung geworden, trat sie zu Felicie hin, und ihr Antlitz zu der jungen Frau, die ganz gebrochen im Sopha lehnte, herabneigend, sagte sie leise: „Ich theile Ihre Ansicht, gnädige Frau, daß die Papiere wichtiger sind, als alles Andere. Hoffen wir, daß sie sich wiederfinden."

Langsam und träge gingen die Stunden vorwärts; es war ein trüber, regnerischer Tag, der so recht zu der Stimmung Felicien's paßte, die noch zu keinem Entschlusse gelangt war und, in schmerzliches Träumen versenkt, auf der Chaiselongue lag, während Paula Schirmer im Nebenzimmer mit einer schriftlichen Arbeit beschäftigt war, die ihr ganzes Nachdenken zu erfordern schien, denn von Zeit zu Zeit sah sie ernst vor sich hin, als suche sie eine etwas verblichene Erinnerung aufzufrischen; ihre Lippen bewegten sich leise; eine tief seelische Erregung malte sich in ihren Zügen.

Sie hatte lange geschrieben; der Abend brach schon früh herein; der Regen rieselte unaufhörlich aus dem nachtschwarzen Himmel herab; von Zeit zu Zeit huschte der Mond hervor, um gleich wieder hinter den Wolkenmassen zu verschwinden.

Endlich hatte Paula ihre Arbeit vollendet; mit einem tiefen, die Brust erlösenden Athemzuge schrieb sie mit fester Hand den Namen unter das umfangreiche Schriftstück, dann drückte sie ein deutliches Siegel darunter.

Einige Minuten hafteten ihre Augen mit einem unruhigen Ausdrucke an dem Schriftstücke; dann schloß sie es in ein Couvert ein, das sie mit mehreren Siegeln versah; leis murmelten die bleich gewordenen Lippen: „Nur für den Nothfall! Dann aber hilft kein Zögern, kein Zaudern; die Gerechtigkeit soll ihren Lauf haben."

Ein grelles Läuten an der Corridorthür riß sie aus ihren ersten Gedanken, wie es Felicien aus ihren wachen, schmerzlichen Träumen aufschreckte.

„An Frau Dupretis", klang die Stimme des Postboten, der ein recommandirt aufgegebenes Packet, welches aus Potsdam datirt war, überbrachte.

Es war eine unbekannte Handschrift; ein fremder Name war als Absender bezeichnet. Mit einer gewissen Spannung bat Felicie Fräulein Schirmer, das Packet zu öffnen, während sie neugierig näher trat. Als die erste Umhüllung gelöst war, verbreitete sich ein sonderbarer, häßlicher Duft im Zimmer; Paula griff an ihre Stirn, Felicie taumelte zurück, gewann aber noch so viel Kraft, um das Fenster zu öffnen; leicht zusammenzuckend, sank sie dann aufs Sopha, während Paula, mit einer Ohnmacht kämpfend, auf die Knie gesunken war, die bald gebrochenen Augen auf das enthüllte Packet geöffnet, aus dem das verloren geglaubte Kästchen hervorschimmerte.

Der Luftzug, der durch die Fenster drang, wirkte belebend und erfrischend auf die narkotisirten Damen; allmälig kehrte die Farbe in Felicien's Antlitz zurück. Paula richtete sich mühsam auf, mit einer gewaltsamen Bewegung riß sie die in Chloroform getränkten Papiere fort, um sie hastig aus dem weitgeöffneten Fenster zu werfen; mit erstaunten, ungläubigen Augen starrte Felicie den wiedergefundenen Schatz an, der ihr auf so sonderbare, geheimnißvolle und gefahrbringende Weise zurückgestellt worden war. Das Schlößchen war erbrochen, ihre zitternden Hände öffneten mühelos den Deckel des Kastens, aus dem ihr das Feuer der Brillanten entgegenstrahlte, von den Papieren war keine Spur vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)